

«WORT ZUM SONNTAG»

HINWEIS

In unserer Serie zu den fünf Sprecherinnen und Sprechern des «Worts zum Sonntag» im Schweizer Fernsehen ist diese Woche der reformierte Pfarrer Hans Jörg Fehle mit seinem Auftritt vom 8. Mai an der Reihe.

Am Vorabend des Muttertages ein Mann im «Wort zum Sonntag»: eine leise Provokation? Nein, denn Hans Jörg Fehle nimmt sich im Auftreten zurück, wirkt in schwarzem Jackett und rotem T-Shirt eher wie der nette Nachbar. Kein Macho und kein Herr Pfarrer von ehemals.

Zu Beginn allerdings dann doch die Distanz des reformierten

Muttermystik: «Ich will die Mutterschaft und das Gebären nicht überhöhen.» Fehles Skopus liegt auf der Kinderrolle: Jede Mutter sei ihrerseits eine Geborene und alles Leben gehe letztlich auf Gott zurück.

Also Vater statt Mutter, und dazu ein Vater, gegenüber dem man ewig Kind bleibt? Nein, auch diese Option schlägt Fehle aus. Stattdessen kriegt er die Kurze zum Pluralismus: Als Geborene sind wir alle unvergleichlich und individuell. Das heisst: Alle sollen auf eigene Façon selig werden; jede Mutter soll aus den Möglichkeiten wählen können, die ihr die moderne Gesellschaft bietet: Hausfrau, Teilzeitmutter, allein Erziehende. Dafür, so fordert Fehle, sollen die Politiker die Rahmenbedingungen schaffen: Krippenplätze, Spitex-Aushilfe,

Mutterschaftsversicherung. Das Gleiche gilt für die Kinder: Im Verhältnis zu den älter werdenden Eltern muss sich jeder seinen Weg suchen zwischen Nähe und Distanz.

Dieses Bekenntnis zur Individualität ist nicht unsympathisch und erst noch grundreformiert. Und doch: Als Fehle den Zuschauerinnen und Zuschauern zum Schluss «viel Freude am Geborenein und am eigenen, eigenartigen Leben» wünscht, fragt man sich: Haben wir hier auch eigenes, eigenartiges Leben gesehen oder nicht doch eher ziemlich abgeschliffene Ecken und Kanten? Einen sympathischen Mann, der niemandem auf die Füsse treten will und – mit beträchtlichem Geschick – die wirklich heiklen Punkte vermeidet?

Stephan Landis



Hans Jörg Fehle, gezeichnet von «Matto».

Als Pilgerin zu Fuss nach Rom

Arnhild Ratsch als ökumenische Botschafterin unterwegs

Die Beschreibung ihres Fussmarschs nach Rom hat Arnhild Ratsch aus Ostthüringen (D) zu einer Mischung aus Autobiografie und subjektivem Reiseführer ausgeweitet. Als 47-Jährige beschloss die ehemalige Ingenieurin, mit einer ökumenischen Botschaft der evangelischen und römisch-katholischen Christen aus Thüringen zum Papst nach Rom zu pilgern.

Arnhild Ratsch sollte ein Zeichen geben für die gewachsene ökumenische Gemeinschaft der Christen und den Schmerz ausdrücken, «dass wir immer noch getrennt sind am Tisch des Herrn». Ihre Motivation hatte sie aus einem Nahtoderlebnis bezogen.

Ohne grosse Pläne zog sie los, um sich auf dem 1854 Kilometer langen Weg Gott anzuvertrauen. Geld war fast keines vorhanden, so wurde sie von einer Kirchgemeinde zur andern weitergereicht. Übernachten konnte sie in Deutschland, der Schweiz und Norditalien bei evangelischen Christen und Pfarrpersonen. Unterwegs ergaben sich Gelegenheiten zum ökumenischen Gespräch. Sie wurde einbezogen in Feiern, Ausstellungseröffnungen, durfte vor Christen Vorträge halten.

In Italien versagte dann alle Organisation; Arnhild Ratsch war auf sich selbst gestellt, musste in Hinterhöfen übernachten oder in Pfarrgärten. Der Bericht dieser

Tage liest sich am leichtesten. Etwas kürzer wäre aber besser gewesen. Interessiert hätte vor allem, was unterwegs ihre Gedanken bewegt hat. Stattdessen haben touristische Ortsbeschreibungen eher zu viel Gewicht.

Nach der Audienz beim Papst suchte Ratsch sich eine Stelle bei der Thüringer Kirche. Es klappte stattdessen in Zürich, wo sie heute für die Reformierte Kirchgemeinde Aussersihl als Sigristin wirkt. Dort hatte man die Pilgerin besonders freundlich empfangen.

Monika Dettwiler

■ Arnhild Ratsch: Zu Fuss nach Rom. Wartburg Verlag, Weimar 2004, 200 Seiten, Fr. 32.50.

■ BRUCHSTELLEN ENTLANG Lebensformenpluralismus und Multikulturalität haben ihren Preis. Dazu zählen Gewalt und Konflikte, die sich nicht einfach versöhnen oder aufheben lassen. Wer hier von vornherein auf Versöhnung und Aufhebung setzte, liefe Gefahr, gewaltsam mit den Differenzen umzugehen. Demgegenüber übt diese lohnende Studie von Burkhard Liebsch in sorgfältiger Wahrnehmung ein, indem sie eine Topographie der Lebensformen entwirft, und zwar entlang ihrer Konflikte und Bruchstellen. Die sucht Liebsch nicht aus der Distanz des Zuschauers zu küssen, sondern in ihrem unaufhebbaren Widerstreit darzustellen. Zur Orientierung dienen ihm Topoi, Orte dieser Probleme: «Zwischen Ethik und Politik», «zwischen ethnischer Zugehörigkeit und politischer Mitgliedschaft», die «Moral im Widerstreit». Diese Moral gründet im Willen, «im Widerstreit zusammen zu leben». Darin liegt letztlich ein Überschuss, ein Versprechen. Dem geht Liebsch im Schlussteil nach, in den «Horizonten der Gewalt» in Feindschaft, «Endlösungen» und «wilder Gewalt». Das seinerseits zerbrechliche Ziel seiner Grenzgänge ist das «Versprechen des Gewalt-Verzichts». So schlicht das erscheinen mag, so schwierig ist die bleibende Aufgabe, zwischen «wilder» und «zivilisierter» Gewalt zu unterscheiden. Der Umgang mit Fremden und dem Fremden in uns zeigt das nur zu oft. Was für einen Staat konstitutiv ist, ist es für eine Religion allemal. Auch wenn diese Aufgabe nie erledigt sein wird.

Philipp Stoellger

■ Burkhard Liebsch: Zerbrechliche Lebensformen. Widerstreit, Differenz, Gewalt. Akademie Verlag, Berlin 2003, 395 Seiten, Fr. 73.–.

Philipp Stoellger ist Oberassistent für Systematische Theologie an der Universität Zürich.